

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 2

Artikel: Ankunft bei Nacht. Teil 3
Autor: Rothe, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663300>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HANS ROTHE

ANKUNFT BEI NACHT

Alleinabdrucksrecht: Neue Presse-Agentur (NPA), Frauenfeld-Zürich

Er hörte den Präsidenten schon wieder etwas sagen: «Aber irgend jemand wird Ihnen nahestehen?»

Deval erinnerte sich an seine Schulzeit. Für wen die ersten Aengste seines Daseins mit Verhören verbunden sind, die sein Lehrer mit ihm anstellte, der wird alle späteren Aengste unwillkürlich auf diesen Lehrer zurückführen. In der Schule, in die Deval gegangen war, wusste jeder, dass es nur eine Waffe gegen diesen Lehrer gab, nämlich eine Gegenfrage, die meistens zwar auch versagte, aber der einige wenige Erfolge trotzdem zu danken waren. Und so fuhr es aus Deval heraus: «Bin ich dazu verpflichtet?»

Nie hatte diese vor ungefähr dreissig Jahren von Deval und seinen Kameraden geübte Frage so viel Erfolg gehabt wie in diesem Augenblick, da sie an den Präsidenten gerichtet wurde. Es fehlte nicht viel, und der dicke Herr wäre aufgestanden und hätte dem Doktor wie bei einem Begräbnis die Hand geschüttelt. In Wirklichkeit — ohne den Federhalter aufzustemmen, ohne vorher ein Glas Wasser zu fordern — lehnte er sich nur über den Tisch und sagte:

«Ich hoffe, Herr Doktor Deval, dass Sie trotz allem nach Erledigung dieser Angelegenheit in nicht allzu ungünstigem Licht dastehen werden.» Wenn der Präsident später an diesen Satz dachte, war er immer ausserordentlich damit zufrieden. Er wahrte die Würde des Ortes, wo persönliche und parteiische Gefühle nicht aufkommen dürfen, und gab trotzdem deutlich zu erkennen, dass menschliche Regungen dem Präsidenten keineswegs abgestorben waren.

Die Schwester suchte nach ihrem Taschentuch, um gerüstet zu sein, falls die ergreifende Szene sich fortsetzen sollte. Sie brauchte es aber nicht mehr zu befeuchten, da auf einen kaum merklichen Wink des Präsidenten der Beamte den Doktor am

Arm berührte hatte und der Beamte wie Dr. Deval durch eine niedrige Seitentür den Raum verliessen.

3.

Die ersten Tage der Untersuchungshaft fand Dr. Deval nicht unangenehm. Für einen gebildeten Menschen — und einen Arzt dürfen wir wohl so bezeichnen — stellt es eine ungeheure Sensation dar, plötzlich so leben zu müssen, wie man es den sogenannten bösen Elementen zumutet, die man gedankenlos und sehr zu Unrecht mit den ungebildeten Elementen identifiziert. Die Tatsache, dass jemand sich anmassen durfte, hinter ihm eine Zellentür abzusperren, ihn auf diese Weise zu hindern, über die Schwelle zu treten — diese Tatsache war für Dr. Deval so erstaunlich, dass er sogleich anfing, in seinen Gedanken dafür eine Entschuldigung, eine Berechtigung zu suchen. Dass jemand bestraft werden müsse, das war wohl zur Aufrechterhaltung der jeweiligen Ordnung nötig. Aber dass man ihn einsperre, statt ihm zu gestatten, in seiner Wohnung zu bleiben, solange er nicht in aller Form strafwürdig befunden war, das wollte ihm zuerst nicht in den Kopf. Er sprach mit dem Wärter darüber, einem älteren Mann, der ihm geduldig zuhörte, wie er jedem seiner Gefangenen zuhörte, der ihn mit hysterischem Geschwätz bedrängte. Als der Wärter sich die Erörterungen des Doktors angehört hatte, sagte er nur: «Wer nicht eingesperrt ist, läuft fort.»

Das war unbestreitbar. Wenn er, Doktor Deval, vielleicht auch nicht fortgelaufen wäre ... nein, nein, er musste sich endlich abgewöhnen, so zu empfinden, und vielleicht einmal auch so zu handeln wie jeder andere! Jeder andere läuft natürlich fort, wenn er nicht eingesperrt wird! Jeder andere aber hatte schliesslich etwas, das ihn interessierte, das seine Leidenschaft weckt, das seine Hoffnungen beflügelte.

Er wurde ein paarmal vor den Untersuchungsrichter gebracht, machte ein paar unsichere Angaben, wobei er nie zu betonen vergaß, dass nach seinem Eindruck die Sache sich so und so abgespielt, dass nach seiner Erinnerung er dieses und jenes gesagt habe, was natürlich stets so wirkte, als ob er seinem Eindruck und seiner Erinnerung auf das äusserste misstraute. Der Untersuchungsrichter machte die entsprechenden Aktenvermerke.

Nach ein paar Tagen fand er an dem stumpfsinnigen Leben Gefallen. Wie der Mensch im allgemeinen froh ist, von Zeit zu Zeit eine nicht ge-

rade schwere Krankheit durchzumachen, die ihn jeder Art von Tätigkeit enthebt, die ihm das Gefühl gibt, ausgeschaltet zu sein, auf einer Flut dahinzuschaukeln, ohne dass er sich um das Steuer seines Kahnes bekümmern muss, so ist er von Zeit zu Zeit froh, alle Verantwortung für sein Tun und Lassen anderen zuschieben zu können. Es ist dies sicherlich ein krankhafter Zustand, aber es hat noch niemand behauptet, dass Krankhaftes nicht menschlich wäre. Wenn der Wärter abends vergisst, die jämmerliche Petroleumlampe abzuholen, die den Untersuchungsgefangenen für einige Stunden zugestanden ist, so klopft man weder dem Mädchen, es solle sie abholen, wie man es in der Freiheit bestimmt tun würde, noch löscht man sie, sobald man sich schlafen legt, um den unnötigen Verbrauch von Petroleum zu vermeiden, sondern man lässt sie stehen, qualmen und stinken. Andere haben sich um diese Lampe zu kümmern. Wenn sie es versäumen, wird man den weiteren Verlauf der Dinge in Gemütsruhe abwarten. Genau so ist es mit dem Frühstück. Ganz gewiss, es schmeckt ekelhaft. In keinem Café würde man sich mit einer solchen Brühe, die Kaffee vortäuschen soll, zufrieden geben. Aber anderseits hat man hier den Vorteil, dass man sich nicht mit sich selbst über die Stunde auseinandersetzen muss, zu der man zum ersten Frühstück das Haus verlässt, denn ein Junggeselle pflegte damals wie heute seinen Morgenkaffee stehend in einem Lokal, meistens an der nächsten Ecke, einzunehmen. Hier im Untersuchungsgefängnis hat man keinen Aerger deshalb, dass zu vorgerückter Stunde der Vorrat an Brioches aufgebraucht ist — einfach weil es im Untersuchungsgefängnis keine Brioches gibt. Jeden Tag dürfen die Gefangenen kürzer oder länger im Hof spazieren gehen, je wie es das Wetter erlaubt oder wie die Wärter erkältet sind. Da gibt es nur einen einzigen Weg, immer an der Mauer des Gebäudes entlang, über schief und krumm nebeneinander gesetzte Kopfsteine, auf denen man sich, wenn man nicht acht gibt, die Knöchel verstauchen kann. Früher hatte man jeden Morgen von neuem das beunruhigende Problem zu lösen, ob man rechts um das Panthéon herumgehen sollte, was etwas kürzer war, oder links herum, was die Annehmlichkeit besseren Trottoirs bot.

Eines Tages sagte der Wärter, der Anwalt wäre draussen. Deval erwiderte, er hätte keinen Anwalt bestellt. Da erschien ein ungewöhnlich langer Mann von höchstens dreissig Jahren auf der Schwelle und teilte mit, dass er sich Maître Thi-

baudet nenne. Die erste Reaktion, die diese hagere Erscheinung bei Dr. Deval hervorrief, war die insgeheim an sich selbst gerichtete Frage, ob der junge Mann wohl die Zweimetergrenze erreiche. Später, als der junge Mann dicht vor ihm stand, musste er zugeben, dass er nicht mehr als einen Meter neunzig messen konnte. Maître Thibaudet trug jene schlampig wirkende Kleidung besonders grosser Menschen, die kein Geld haben, bei guten Schneidern arbeiten zu lassen. In der Furcht, dass die Sachen nicht passen könnten, sind sie wie auf Zuwachs gemacht, als sei der Schneider überzeugt, dass jemand, der bereits so gross geworden sei, immer weiter wachsen müsse. Maître Thibaudet war ziemlich blass, und zwar von jener Blässe, die bei jungen Leuten von ungenügender Nahrung kommt. Er trug einen dunklen Schnurrbart, der — auf den ersten Blick — das einzig Stattliche an ihm war. Als er den Hut abnahm, konnte man auch seine Haarmähne als stattlich und dunkel bezeichnen. Sein Gesicht wirkte zunächst breit, aber wenn man näher zusah, konnte es auch einen Habichtsausdruck haben; durch die übernatürlichen Masse fiel es schwer, sich zu orientieren, und die Enge der Zelle erlaubte es Dr. Deval nicht, so weit zurückzutreten, dass er die richtigen Proportionen an dem Eintretenden abschätzen konnte.

Maître Thibaudet begann die Unterhaltung damit, dass er mitteilte, er habe vom Fall des Dr. Deval in Gerichtskreisen sprechen gehört. Dr. Deval erwiderte, dass es ihm noch nicht zum Bewusstsein gekommen sei, ein Fall zu sein. Diese Bemerkung brachte den Anwalt etwas in Verwirrung; offenbar verlief der Beginn solcher Unterredungen sonst anders. Der Wärter brachte einen Stuhl. Vorsichtig mit einer Hinterseite die Tragfähigkeit dieses Gefängnisstuhls abtastend, setzte sich der Anwalt.

«Ich komme, da ich Sie verteidigen will.»

Er machte ein freundliches Gesicht. Seinen grossen Mantel hatte er aufgeknöpft; die beiden Hälften hingen zur Erde und gaben den Blick auf die Weste frei, deren Mitte von einer silbernen Uhrkette geschmückt war. Es sah aus, als habe der Anwalt ein grosses Hoftor aufgetan und forderte nun den Arzt auf, einzutreten. Deval bedankte sich höflich. Er hätte sich bis jetzt selbst verteidigt. Aber natürlich: vielen Dank!

Deval verkehrte zu wenig mit Juristen, um zu wissen, dass ein solches Angebot eines Unbekannten nichts Ungewöhnliches darstellte. Er dachte zunächst nur an die Kosten, und war erstaunt zu

hören, dass der junge Mann ihm versicherte, selbstverständlich sei ihm die Verteidigung des Herrn Dr. Robert Deval eine hohe Ehre und für so hohe Ehren pflege man keine Honorarrechnung zu überreichen. Die jungen Advokaten sind nämlich hinter den interessanten Fällen ebenso her wie die Aerzte hinter den Krankheiten, bei denen es etwas Seltenes zu schneiden gibt. Die gegückte Verteidigung eines einzigen interessanten Falles kann eine ganze Karriere begründen. In den Gängen des «Palais», in den Cafés, wo die Juristen verkehren, flüstert man sich vorsichtig die interessanten Fälle zu, oder behält sie für sich, je nach dem jeweiligen Stand der eigenen Praxis. Die interessanten Fälle haben nämlich eine grosse Unannehmlichkeit: Honorare springen dabei selten heraus. Die grossen Fälle und wohlhabenden Gauner sind durch jahrelange Zusammenarbeit bei grossen und wohlhabenden Anwälten in fester Hand. Irrgäende Diebstahlsgeschichte, eine kleine Scheckfälschung mag Honorare abwerfen, aber sie hat bestimmt keine Aussicht in die Zeitung zu kommen, und das ist es, was der junge Anwalt noch dringender braucht als Geld. Auf den Boulevards muss der Name kommen! Der Verhandlungsgegenstand muss einen Gemütswert haben für den Bäcker wie für den Marquis, für den Droschkenkutscher wie für den Bankier. Darum sind Sonderlinge bei jungen Anwälten beliebt. Darum sah Maître Thibaudet in der Gestalt des Dr. Deval eine Möglichkeit, vermittels wirksamer Zeitungsberichte Rührung zu erwecken. Die Antwort Dr. Devals: Ist man dazu verpflichtet? Als er gefragt worden war, ob ihm jemand nahe stände, eröffnete Perspektiven und lohnte zum mindesten, sich mit dem Untersuchungsgefangenen Deval bekanntzumachen.

Maître Thibaudet war nicht dumm. Er merkte sehr rasch, dass Dr. Deval alles gleichgültig zu sein schien, und so führte er die Unterredung zunächst so, dass es dem Doktor unmöglich war, eine Bemerkung etwa folgender Art anzubringen: an einem Freispruch sei ihm nicht das geringste gelegen. Maître Thibaudet verbreitete sich ausführlich über die Schlechtigkeit der Menschen. Sicherlich sei das ein Thema, das einem so bekannten Arzt wie Dr. Deval ebenfalls das grösste Interesse abnötige. Sicherlich würde die Medizin der Zukunft imstande sein, moralische Minderwertigkeit durch anatomische Anomalien einwandfrei festzustellen. Dr. Deval unterbrach ihn: «Ich habe mir die grösste Mühe gegeben, kein bekannter Arzt zu sein.»

«Sie sind zu bescheiden, Herr Doktor, man weiss ganz genau —.»

«Was weiss man?»

Maître Thibaudet hatte natürlich früher niemals ein Wort über Deval reden gehört und beendete das gefährliche Thema, indem er sagte: «Es ist immer klüger, man unterschätzt sich selbst, als dass man sich auf so lächerliche Weise überschätzt, wie es alle Leute tun, die zufällig ein paar Jahre lang Glück haben. Wobei ich übrigens keineswegs sicher bin, dass es mir, falls ich selbst einmal Glück habe, nicht genau so ergehen wird.»

Diese Bemerkung gefiel dem Doktor. Mit den meisten Menschen kann man über die meisten Dinge nicht reden. Das ist zwar heute noch schlimmer geworden, aber auch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es weniger gebildete und erzogene Menschen als man nach den grossen Leistungen, die Frankreich damals auf allen Gebieten hervorbrachte, annehmen sollte. «Sie als Anwalt sollten wenigstens Ihrer Sache sicher sein», sagte Deval scherzend.

«Ihrer Sache bin ich vollkommen sicher!» entgegnete der Anwalt eifrig. «Natürlich steht vorläufig Aussage gegen Aussage, aber Sie haben bisher nicht das geringste versucht, um diese Aussagen zu erschüttern, oder gar um Zeugen beizubringen.» Seine Worte machten keinen Eindruck. Noch eifriger fuhr er fort: «Es gibt immer Zeugen, und wenn es die alte Frau ist, deren Katze zum Dachfenster herein wollte, gerade als sie unten vorübergingen. Sicherlich haben Sie keinen einzigen Blick nach den Dächern geworfen!»

«Ich wüsste nicht, wie mir die alte Frau dienlich sein sollte», sagte Deval zweifelnd.

«Das überlassen Sie mir, mein verehrter Herr Doktor! Wobei ich natürlich nicht sagen will, dass es sich gerade um eine alte Frau handeln muss!»

Der Anwalt hatte sich in einen gewissen Enthusiasmus hineingeredet, der nicht mehr Berechnung oder berufliche Uebung war. Denn die Berechnung, die ihn herbeigeführt hatte, war einer Sympathie für den offenbar harmlosen und linkischen Arzt gewichen. Mit grosser Freude hörte er Deval jetzt sagen:

«Ich habe Sie wirklich nicht hergebeten, wie ich mich auch nicht aus freien Stücken hier aufhalte. Wir kennen uns nicht. Vielleicht hat es etwas zu bedeuten, dass Sie gekommen sind.»

«Ganz meine Auffassung, verehrter Herr Doktor! Alles hat seinen Sinn und Zufälle gibt es nicht! Ich bin selbst betroffen darüber, wie gut

wir uns verstehen, wenn Sie mir diesen Ausdruck gestatten.»

«Was wollen Sie also?» fragte Deval.

«Sie unterstützen, Sie um die Erlaubnis bitten, Ihren Fall zu studieren, der Gegenseite eines aufs Fell zu brennen —»

«Und?»

«Was ist wohl das Ziel eines ehrgeizigen Anwalts? Sagen wir vorsichtig: zu einer Entscheidung zu kommen.»

«Bei mir hat sich alles vor recht langer Zeit entschieden.»

«Wie bitte?»

Dr. Deval antwortete nicht. Da hatte ihn Maître Thibaudet, den interessanten Fall! Ein Geheimnis! Es galt, ein Vorleben abzutasten! Langsam und freundlich sagte er: «Man weiss nur nie, ob eine Entscheidung endgültig ist.»

«Verzeihen Sie, ich habe etwas gesagt, das ich nicht sagen wollte.»

«Dann habe ich's nicht gehört», versicherte Thibaudet. Bereits war er sich klar, dass die Echtheit, die der Untersuchungsgefangene Deval gegen sein eigenes Schicksal bekundete, einen tiefen und wahrscheinlich einen schmerzlichen Grund haben musste. «Für heute will ich Sie nicht länger belästigen», fuhr er fort und erhob sich. «Sie werden die Freundlichkeit haben, sich mein Angebot zu überlegen. Morgen oder übermorgen, oder wann Sie wollen, komme ich wieder einmal vorbei.» Natürlich war er bereits entschlossen, morgen wieder vorbeizukommen. «Kann ich Ihnen irgendeine kleine Gefälligkeit erweisen?»

Dr. Deval schüttelte den Kopf.

«Aber etwas zum Rauchen lasse ich Ihnen hier. Das schlagen Sie mir nicht ab. Ich verspreche Ihnen, es verpflichtet zu nichts.» Er wühlte in seinen grossen Taschen, dann sah er in seiner Mappe nach, die er mitgebracht hatte. Er legte ein Paket Tabak auf den Tisch. Deval sagte nichts. Thibaudet tat, als sei nun wirklich nichts mehr zu besprechen, aber ein aufmerksamer Beobachter als Deval hätte gemerkt, dass er noch etwas sehr Wichtiges, vielleicht das Wichtigste vorbringen wollte.

«Es wäre immerhin gut», sagte der Anwalt schliesslich, «und ich denke dabei an Ihre Interessen, wenn Sie sich die Ereignisse der verhängnisvollen Nacht einmal ganz genau durch den Kopf gehen liessen. Ich meine, Sie müssten beginnen bei dem Weg, den Sie zurückgelegt haben, den Beobachtungen, die Sie machten, über das Wetter,

über Leute, die spät nach Hause kamen, über einen Schutzmann, der an der Ecke stand. Und auch was Sie alles geredet haben, müssten Sie sich überlegen. Zum Beispiel, was Sie mit dem Apotheker geredet haben. Ich bin sicher, wenn wir jetzt darüber sprächen, fiele Ihnen alles ein. Gott behüte, ich denke nicht daran, jetzt mit Ihnen darüber zu sprechen. Aber wenn Sie bei Gericht aussagen sollen, fällt Ihnen nichts ein. Sie werden sagen, wie ich mir erlaube, Sie zu beurteilen: um so besser. Und da ist natürlich meine Weisheit zu Ende. Ich bin der letzte, der Sie zwingt, sich vernünftig zu verteidigen. Dafür habe ich zu viel Achtung vor Ihnen. Guten Abend. Ich lasse Ihnen etwas Papier da. Auch mein Tintenfass. Es läuft ein wenig, und ich habe mir schon gestern die Akten beschmutzt. Es stört Sie wohl nicht, wenn es hierbleibt. Oder geben Sie es dem Wärter, dass er es weg tut. Eine Feder werden Sie auch nicht haben. Natürlich, wer sich nichts aufschreiben will, braucht keine Feder.»

Er legte der Reihe nach alles auf den Tisch, was er auf so seltsame Art anprries.

«Guten Abend.» Die Tür fiel hinter Maître Thibaudet zu. Deval nahm alles, was er ihm dagelassen hatte, und räumte es unter das Bett.

4.

Am nächsten Morgen ereignete sich zweierlei. Zu früher Stunde begab sich Maître Thibaudet aufs Gericht und meldete sich als Verteidiger des Dr. Deval an. Ein Beamter schrieb die für solche Zwecke nötigen Papiere voll. Als alles erledigt, abgelöscht, aus der Nähe und aus der Ferne prüfend betrachtet worden war, Thibaudet einen Franc und fünfzehn Centimes Gebühren «erlegt» hatte, fingerte der Beamte auf seinem Tisch herum und fragte: «Die Vollmacht hatten Sie mir wohl schon dagelassen?» Thibaudet griff mit einem bedauern den Zungenschnalzen in seine Mappe, suchte darin herum und sagte schliesslich auf die Papiere deutend: «Die wird wohl darunter liegen.»

Dem Beamten war es «auch so», als habe er die Vollmacht bereits in Händen gehabt, aber sie fand sich nicht. Thibaudet zuckte die Achseln, wie jemand, der bereit ist, grosses Missgeschick gleichgültig zu ertragen: «Sollte ich sie zu Hause auf meinem Tisch gelassen haben?»

«Bringen Sie sie mir morgen», sagte der Beamte wohlwollend. Nachdem er alle seine Papiere vollgeschrieben hatte, bestand für ihn nicht der geringste Zweifel, dass die Sache in Ordnung war.

(Fortsetzung folgt)